



*Mit vielem dank
vom Verf.*



Nekrologe.

Ludwig Hirzel.

Als Ludwig Hirzel gestorben war, und die Trauer um den hochverehrten und vielgeliebten Mann bei so manchen den Wunsch weckte, ein dauerndes Bild seines Wesens und Wirkens zu besitzen und denen zu überliefern, die ihn nicht gekannt, zeigte sich nach wiederholten Durchforschungen des Nachlasses, daß dem Dahingeschiedenen die Sorge völlig fern gestanden hatte, selber etwas zu seinem Andenken unter den Nachlebenden beizutragen. Ein Päcklein eigener Briefe an seine Mutter, zum großen Teil aus der Studien- und frühern Lehrzeit stammend, daneben die sämtlichen Briefe seiner innig verehrten Mutter an ihn — das war alles, was an biographischem Material sich auffinden ließ. Gefissentlich schien jede andere Spur seines privaten Lebens ausgewischt, gerade als ob seine veröffentlichten Arbeiten und seine an seltenen Büchern reiche Bibliothek das einzige wären, was er den Überlebenden zu hinterlassen habe.

Freilich, wer den Menschen Hirzel, und wäre es auch bloß aus seinen Schriften, kannte, der erblickte in diesem letzten Beweis edler Bescheidenheit nur den krönenden Abschluß eines Lebens, auf das persönliche Eitelkeit, diese Schwäche der Gelehrten, keinen Schatten geworfen hatte. So bedauernswert indessen der Mangel an schriftlichen Lebenserinnerungen von Hirzels eigener Hand sein mußte, so erfreulich war nun für den Biographen die Bereitwilligkeit und warme Teilnahme, womit die Verwandten und Freunde des Verstorbenen ihre lebendigen Erinnerungen aus früheren und längst entschwundenen Zeiten zu dem Versuche eines Lebensbildes von Ludwig Hirzel beisteuerten*. Allen, mochten sie vor vielen Jahren oder

* Solcher Mithilfe verdanke ich das Beste an diesem gewiß auch so noch unvollständigen und ungenügenden Nekrolog; ich spreche daher an dieser Stelle den HH. Dr. Paul Hirzel, Prof. H. Motz, Pfr. F. Meyer, Dr. H. Wirz in Zürich und Hrn. Fürsprecher Tanner in Aarau für ihre wertvollen Beiträge den ergebensten Dank aus.

erst vor Kurzem seines Umgangs sich erfreut haben, schwebte das Bild einer Persönlichkeit vor Augen, deren man bei aller Herzlichkeit doch immer mit Verehrung gedachte; eines Mannes, der mit der angeborenen Gewissenhaftigkeit seiner Natur die Grenzen seines Könnens klar erkannte und vielleicht niemals überschritt; der eben deshalb die Genugthuung erlebte, in den ihm gesetzten Schranken das hervorzubringen, was er an größeren Geistern pries: das Gediogene; eines Menschen endlich, der mit der Strenge des Urteils und der Ansprüche die köstlichen Eigenschaften verband, welche im Verkehr der Menschen den festen Charakter liebenswürdig machen: Feinheit des Gefühls, Verständnis für den Humor der Glücklichen und im Grunde des Herzens ein wahres Wohlwollen gegen jeden.

* * *

Ludwig Hirzel, geboren den 23. Februar 1838, entstammte einer altangesessenen Zürcherfamilie, die sich durch thätigen und rühmlichen Anteil an den Geschicken der Stadt, sowie durch ausländische Ehrenbeweise den Vorzug einer hochgeachteten Stellung erworben hatte. Der kostbare Bürgermeisterring, zu dessen Würde die Hirzel fünfmal gelangten, wurde als Reliquie in der Familie aufbewahrt. So pflegte man wohl auch das Andenken jener drei Vorfahren, die im 18. Jahrhundert in piemontesischen, holländischen und französischen Diensten zu den höchsten militärischen Würden emporgestiegen waren, insonderheit auch jenes Samuel Hirzel, der von Ludwig XVI. in den Grafenstand erhoben, 1801 als russischer General gestorben war. Schien auf diese Weise die Vererbung eines Gefühls für verantwortungsvolle Würde und eines wehrhaften Weltsinnes bei den Nachkommen gesichert, so kam von anderer Seite eine ebenso treffliche Anregung zu wissenschaftlicher und künstlerischer Bethätigung. Es mag in aller Kürze der beiden Hirzel gedacht sein, die sich in der klopstockischen Aera einen litterarischen Namen erwarben: des bekannten Johann Caspar Hirzel, des Menschenfreundes, wie ihn seine Mitbürger nannten, den Klopstock sehr und Goethe weniger schätzte und den „Kleist innig wie Gleimen liebte“; und seines jüngern Bruders Salomon, dessen Trauerspiel „Junius Brutus“ (1761) Jakob Bächtold als das bedeutendste schweizerische Drama der Zeit bezeichnet. Im engeren Sinne aber zur Familie zu rechnen ist Heinrich Hirzel, (1729—1790), der Freund des Fabeldichters Meyer von Knonau, ein vielseitig beanlagter Mensch, der neben den Geschäften eines bescheidenen Amtes sich aus völliger Liebhaberei den Genüssen der Natur, Kunst und Wissenschaft hingab und sein artiges Maltalent in Landschaften und Tierstücken versuchte. Wenn erzählt wird, daß in seiner Familie das Erscheinen eines guten neuen Buches als glückliches Ereignis gefeiert wurde,

so mag man darin einen Familienzug erkennen, der sowohl auf den Sohn Heinrichs, den Chorherrn Hirzel, als nachmals auf den Buchhändler Salomon und endlich auf den Urenkel Ludwig Hirzel überging: sie alle hatten für Bücher eine Pietät; und der hohe Begriff, den sie sich von dem machten, was ein Buch eigentlich sein solle, erfüllte sie mit einer feierlichen Verantwortungsf Stimmung, wenn sie daran gingen, eines zu schreiben.

Unverkennbar spricht diese Stimmung aus dem Hauptwerke des Chorherrn Heinrich Hirzel, aus „Eugenias Briefen“, worin der würdige Professor der Philosophie und Canonicus am Großmünsterstift unter anderm auch das große Ereignis seines Lebens, eine Reise durch Italien, mit der Wehmut schwärmerischer Erinnerung beschreibt. Er war dreiundfünfzigjährig, als er (1819) die dritte Auflage des damals vielgelesenen Werkes mit einem Vorwort in die Welt schickte, und doch tritt er als ein Lernender an sein Publikum heran.

„Noch hofft der Verfasser,“ heißt es, „für diese neue Ausgabe seiner Schrift, rücksichtlich auf die Klarheit und Einfachheit der übrigens auch jetzt noch lange nicht hinlänglich klaren und einfachen Schreibart, einen nicht ganz unbedeutenden Vorzug vor den ältern errungen zu haben.“

Und indem er von einigen neuen Beiträgen spricht, die sich an Eugenias Briefe anschließen dürften, bemerkt er mit einer fast rührenden Ehrfurcht vor der Öffentlichkeit:

„Eine Auswahl aus diesen Titeln, ohne die mindeste Übereilung und mit aller der Treue und Sorgfalt veranstaltet, welche jeder seines Namens nicht unwürdige Schriftsteller dem gebildeten Publikum schuldig ist, soll, wenn die Huld des Herrn Leben und Gesundheit noch so lange fristen wird, binnē einem Jahre ans Licht treten und vermutlich die Sammlung von Eugenias Briefen beschließen.“

Abgesehen von den zwar erstrebten, aber nicht erreichten Einfachheit des Stiles, sind „Eugenias Briefe“ in einem für ein schweizerisches Buch zu jener Zeit auffallend reinen und schönen Deutsch geschrieben. Der Sinn für wohlanständige und gewählte Formen des Ausdrucks war dem Chorherrn überhaupt eigen und mag sich von ihm, samt einem Anflug von Umständlichkeit, auf seinen Enkel Ludwig vererbt haben, der in allem, was er geschrieben hat, dem Leser die Ehre erwies, ihn für einen Mann von Geschmack und feiner Erziehung anzusehen; eine Höflichkeit, die sich bei einem französischen Gelehrten immer, bei einem deutschen durchaus nicht von selbst versteht.

Auch in anderem konnte Ludwig Hirzel mit seinem Großvater verglichen werden. Der Herr Canonicus, der sich in „Eugenias Briefen“ mit weihevoller Zartheit, und in den Briefen an seine Söhne mit würdigernster Sachlichkeit vernehmen ließ, hatte trotz allem den Schalk hinter den Ohren und verfügte über eine Satire, die ihn im engern Kreise gefürchtet machte.

Seine Söhne, die ihn hochverehrten, bildeten diese Eigenschaft, die sich auch auf sie vererbt, mit Behagen aus und die Neckerei gehörte zu den besten Erziehungsmitteln unter den zahlreichen Geschwistern im „Grünen Schloß“.

Solcher Art waren die Geister, die um Ludwig Hirzels Wiege schwebten. Eine bedeutende Familientradition, ein ausgesprochener Familiencharakter arbeiteten frühzeitig an seinem Wesen mit. Er war in allen Zügen ein Familiensproß, ein echter Hirzel.

Seinen Vater kannte er kaum. Er verlor ihn in seinem vierten Jahre, am 13. April 1841. Was er von ihm in sich aufgenommen, ist schwer zu sagen. Fast scheint es, er habe seine charakteristischen Züge eher vom Großvater. Doch war eine Milde in seinem Wesen, die auf dem Bilde seines Vaters (von Scheuchzer), sich wiederfindet, während sie in den massiv-kräftigen Zügen des Chorherrn gänzlich fehlt. Ludwig Hirzel, der Vater, 1801 geboren, hatte von 1819—1823 in Leipzig studiert. Dort lebte seit drei Jahren als Pastor der reformierten Gemeinde sein älterer Bruder Heinrich. Nicht ungern hatte ihn der Vater, der rege litterarische Beziehungen mit deutschen Zeitschriften unterhielt, ins deutsche Reich ziehen lassen, „zumal in das gesegnete freisinnige Sachsen“, das, wie er später schrieb, „gewissermaßen unser aller zweites Vaterland“ geworden ist. In Leipzig verlobte und verheiratete sich der junge Theologe mit Agnes Lorenz und wirkte dann als Professor der Theologie, neben Ferdinand Hitzig, an der neu gegründeten Zürcher Hochschule, sowie auch am obern Gymnasium. Die schwer leidende Gesundheit versagte ihm einen längern Genuß seines schönen Familienglückes; doch erlebte er noch manigfache ehrende Auszeichnung von seinen Mitbürgern, ehe er, festen Glaubens und in der Überzeugung, die Wahrheit gelehrt zu haben, mit vierzig Jahren von hinnen schied.

Sein Söhnlein überließ er seinem guten Engel, der Mutter. Was diese vortreffliche Frau an ihren beiden Kindern gutes that (Ludwig hatte noch eine ältere Schwester, Anna) und wie sie ihnen den Vater zu ersetzen wußte, das entzieht sich der Erzählung und Schilderung, ob es gleich in einer Lebensgeschichte Ludwig Hirzels an allererster Stelle gewürdigt werden sollte. Allein die Heldenthaten der Mütter glänzen nicht in den Annalen der Geschichte; geheim und oft unerkant wirken sie fort im Leben der Kinder und tragen ihre Frucht sechzigfältig und hundertfältig. Und so gehören auch die vielen hundert Briefe, die Ludwig Hirzel von seiner Mutter bis zu ihrem Tode (1881) erhielt und als einen Schatz bewahrte, nur der Vergangenheit an, wie sehr sie auch verdienten, von vielen gelesen zu werden. Aus ihnen spricht ein echtes Frauengemüt, das zwar „die Poesie durch Lebensverhältnisse eingeüßt“, aber Wärme und Schwungkraft genug besaß, das Leben um ihrer Kinder willen wieder schön zu finden.

„Ich freue mich,“ schrieb sie 1851 an eine Freundin, „mit jedem neuen Jahr dem schönen Alter zuzuschreiten, wo, nicht blos bei den Schwaben, der Verstand kommt.“ Wie groß ihr Verstand war, das zeigte sie besonders in der Erziehung ihres Ludwig, indem sie seine „Brummbär-Natur“ und sein „dickes Blut“ mit gutem Humor bekämpfte, im übrigen aber ihn mit ruhigem Vertrauen auf seine Tüchtigkeit seinen Weg selber wählen ließ. „Der gute Geist Deines Vaters,“ schrieb sie ihm als jungem Studenten nach Zürich, „wird Dich besser führen als eine 160 Meilen weit entfernte Mutter . . . Jeder junge Mensch muß durch sein Leben und die Dinge lernen, die um ihn und mit ihm passieren, und einige richtig gemachte Erfahrungen bringen ihn sicherer in seinem Leben vorwärts als eine Legion elterlicher Vorträge. So sind meine Grundsätze und ich habe selber durch mein Leben tausendmal mehr gelernt, als durch mein Wissen, und so sollst auch Du, wenn Du älter bist, mich kennen lernen, und nicht mehr an mir irre zu werden brauchen, denn Du weißt ja, daß ich nicht unter die Jammerkatzen und Klapperweiber gehöre.“

Doch kehren wir wieder in den Lauf der Erzählung zurück.

Im Jahre 1844 verließ Frau Agnes Hirzel mit ihren Kindern Zürich und das großväterliche Heim, das „Grüne Schloß“ am Großmünsterplatz, und siedelte nach Leipzig über, in ihre Vaterstadt. Der kleine Ludwig war damals ein sechsjähriger Knabe, ein dicker, drolliger Kerl mit grossem Kopf, ein Spaßmacher voll der kuriosesten Einfälle. Für ihn wurde Leipzig zur geistigen Vaterstadt. Hier lebten in engem Verkehr mit seiner Mutter die drei Brüder seines Vaters: Heinrich, der schon genannte Prediger der Diaspora-Gemeinde, Kaspar, der Kaufmann und schweizerische Generalkonsul, und Salomon, der jüngste Sohn des Chorherrn, der berühmte Verleger und Goetheforscher. Der letztgenannte vor allen sollte einen väterlichen Einfluß auf den jungen Ludwig gewinnen.

Salomon Hirzel war der geborene Sammler. Schon in der Bücherei seines Vaters im „Grünen Schloß“ machte er als Knabe den Bibliothekar, sammelte Bilder von Soldaten und Feldherren, Wappen und Siegel, und war daneben, als ein echter Hirzel, wegen seines „spitzen Züngleins“ gefürchtet. In einigen Kalendergeschichten, die noch erhalten sind, hat er die Erzählungsart des Rheinischen Hausfreundes mit kongenialem Humor nachgeahmt. Als vielversprechender Student und Buchhandelsbeflissener kam er weit in Deutschland herum, überallhin von den köstlichsten Ermahnungen seines vorsorglichen Vaters begleitet. („Die Trinkgelder müssen wohl sein, doch nicht zu stark.“) Mit sechsundzwanzig Jahren erwarb er sich in Gemeinschaft mit seinem Freunde Riemer, seinem nachmaligen Schwager, die Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig (1830). Zu welcher Blüte und litterarischen Bedeutung dieses Geschäft unter seiner Führung gelangte, ist allgemein bekannt; und wie viel die Goetheforschung

lei

seinem Sammeleifer und seiner Liberalität verdankt, ist nicht zu ermessen. Durch ihn wurde nun sein Neffe Ludwig, der das Leipziger Gymnasium besuchte, in das Heiligtum der Goethebibliothek eingeführt und wohl auch in die großen Pläne eingeweiht, die der Stifter dieser einzigartigen Sammlung im Stillen hegte: Das Verzeichnis der Goethebibliothek, das Buch vom „jungen Goethe“ und (was leider nur Wunsch geblieben) die kritische Ausgabe von Goethes Werken. Wenn Ludwig Hirzel bald nach dem Abschluß seiner Studien von der klassischen Philologie zur deutschen Litteraturgeschichte umsattelte, so ist dies mit Wahrscheinlichkeit dem tiefen Eindrucke zuzuschreiben, den der jahrelange Umgang mit seinem Onkel in Leipzig auf ihn gemacht hatte. Salomon Hirsels ganze Persönlichkeit mußte für Ludwig die Bedeutung eines Vorbildes gewinnen.

„Er war ein kluger, vornehmer Geschäftsmann von reicher Bildung; überlegenes Urteil und feine sarkastische Laune machten ihn jedem, der sich eine Blöße gegeben hatte, gefährlich . . . Er war der aufmerksamste, zartsinnigste Freund, der meisterhaft verstand, durch kleine Überraschungen und litterarische Gaben wohlzuthun.

So schildert ihn Gustav Freytag, mit dem ihn eine Freundschaft verband, „so innig, wie sie nur zwischen Schriftsteller und Verleger bestehen kann“.

Salomon Hirzel hatte in seiner kräftig blühenden Jugend durch allerehand poetische Proben seines Talentes große Erwartungen erweckt, die der alte Chorherr ungern unerfüllt sah, weshalb er denn nicht ermangelte, den Autorenehrgeiz, den er in seinem Sohne zu finden glaubte, aufzustacheln. Aber es wirkte nicht. Die Pietät vor dem Buch war zu groß. Mit eigenen Versuchen täusche man doch nur sich selber, schrieb Salomon zurück. „Faseleien!“, antwortete der Chorherr, „alles diesem Gleichende höre ich nicht gern.“

Die große Achtung, ja Scheu vor der Schriftstellerei mag der Buchhändler Hirzel auch seinem Neffen eingepflanzt haben. Mehr als einmal schien das Material zu einer neuen Publikation fix und fertig — und doch hielt ihn ein intimes Etwas von dem Schritt in die Öffentlichkeit zurück. „So lange man nicht weiß, was da und dort noch zum Vorschein kommt, ist es besser noch zuzuwarten“, sagte er dann — und genau so konnte Ludwig Hirzel sprechen, den selten eine größere Entrüstung befiel als die über ein leichtfertig in die Öffentlichkeit geworfenes Buch. Seine Mutter teilte diese seine Gesinnung und billigte es sogar, daß er auch in den Briefen an sie sich in manchen Lagen zurückhaltend zeigte. „Ich weiß“, schrieb sie ihm, „daß es Dinge gibt, die zuerst klar gekocht werden müssen, ehe man darüber schreiben kann; reden ist was andres.“

Nicht nur durch die Goethebibliothek seines Onkels lernte Ludwig Hirzel die hohe Achtung verstehen, welche den Werken des schaffenden

den Genies von den Männern der Wissenschaft gezollt wird. Die deutsche Litteratur trat ihm in einer Persönlichkeit entgegen, die in dem kritisch gestimmten Freundeskreis Salomon Hirzels die schönste Achtung genoß: Gustav Freytag. Seit 1848 hatte er sich dauernd in Leipzig niedergelassen, um in Gemeinschaft mit Julian Schmidt die Grenzboten zu redigieren. Er wohnte dicht neben Hirzels und verkehrte in dieser Familie mit der Freiheit und Vertraulichkeit eines Hausfreundes. Auch er war ein Sammler, und von dieser Seite bei Hirzel und seinen sammelnden Freunden Otto Jahn und Theodor Mommsen gut empfohlen, übrigens auch von Moritz Haupt, der trotz seiner Verachtung des Sammeleifers jenem Freundschaftsbund aufs engste angehörte, geschätzt und gern gesehen. Von dem gemüthlichen Winkel, der diese kernhaften deutschen Männer in mancher späten Stunde vereinigte, gingen viele von den freiheitlichen Ideen aus, die dann von den „Grenzboten“ in die Weite getragen wurden. Die Familie war von diesen Gesprächen nicht ausgeschlossen, vielmehr galt gerade die weibliche Gesellschaft als unentbehrlich. Noch in späten Jahren gedachte Gustav Freytag der schönen Sitte, die ihn mit dem Familienleben der Hirzelschen Freunde verband:

„Jedem war“, schreibt er, „selbstverständlich, daß die Abendstunden, in denen der Mann von seiner Tagesarbeit ausruht, vor allem der Hausfrau und der Familie gehörten . . . Unter uns war nach dem Schlusse der Arbeitszeit eine Stunde festgesetzt, in der wir uns in einer Tafelrunde zusammenfanden; es war nur eine Stunde, aber sie bot zur Genüge die Anregung und Erfrischung, welche wohlthaten. Und wenn wir einander des Abends in unsern Haushalt luden, mit den Frauen oder auch für Männergespräch, so war festgesetzt, daß nicht mehr als ein, höchstens zwei Gerichte aufgesetzt werden durften, und kein teurer Wein. Bei solcher Ordnung schwirrten wir vergnügt wie die Heimchen.“

So lernte denn der junge Gymnasiast den schon damals berühmten Verfasser von „Soll und Haben“, den Dichter der „Journalisten“, des „Kunz von Rosen“ und der „Graf Waldemar“ im vertrautesten Verkehr kennen und sah in ihm, wie in den andern Freunden des Hauses, Deutschlands beste Kultur gleichsam verkörpert vor sich. Kein Wunder, daß sein Geschmack und sein Gefühl für Bildung und Gesittung sich nach solchen Vorbildern hinneigten und ihm von dieser Zeit an, zugleich mit einer reinen deutschen Sprache, eine Hochachtung und Vorliebe für deutsches Wesen eigen blieb. Das hinderte nicht, daß er sich als Schweizer fühlte. Seine Mutter, obgleich von deutschen Eltern abstammend, pflegte die Vaterlandsliebe in ihrem Sohne; sie selber war sehr anhänglich an Zürich und unterhielt einen fleißigen Briefwechsel mit ihren dortigen Freunden. „Ich lebe eben am liebsten immer so mit fort“, schrieb sie einer Freundin in Zürich (1850), „und freue mich, wenn ich mir mein Plätzchen warm erhalte.“

Die Hirzel in Leipzig fühlten sich alle als Schweizer, trotz der deutschen Verkehrssprache, die sie gegen den heimischen Dialekt eingetauscht hatten. Der Onkel Generalkonsul vor allen vertrat natürlich das Schweizertum, und selten reiste ein Landsmann durch Leipzig, der nicht in seinem Hause oder in dem eines seiner Brüder abstieg. Die Männer in der Familie gehörten der „Schweizergesellschaft“ an und die jungen Leute konnten ihren Vätern zuhören, wenn sie die Angelegenheiten der Heimat besprachen.

Und so war es denn keine Reise in die Fremde, als Ludwig Hirzel im Jahre 1857 auf die Universität Zürich zog, um dort zunächst klassische Philologie zu studieren. Die Mutter ängstigte sich nicht um ihn. „Er ist ein guter treuherziger Kerl“, schrieb sie, „der einst, wenn er einmal die Hefen ausgegoren hat, gewiß etwas Ordentliches leisten kann. Er ist ein Hirzel durch und durch.“ Zwar erkannte sie schon früh, daß seine Gemütsart „vor dem grellen Lichteffect des Lebens, der oft blendend recht wehe thut“, behütet werden sollte. Allein: „bei ihm arbeitet sich der Hirzel-Humor allmählich durch“. Das war ihre Zuversicht.

Zürich war nach dem Sturz des konservativen Regiments (1846) und nach der deutschen Revolution von 1848 ein Asyl deutscher Gelehrter geworden, die ihm das Gastrecht mit den Früchten ihrer besten Mannesjahre lohten. Der politische Radikalismus jener geistreichen und charaktervollen Männer ist für Hirzel nicht unbedeutsam geblieben; er bestimmte seine politische Gesinnung im Allgemeinen, ohne ihn freilich zum Parteimann zu machen, wozu er im Laufe des Lebens, bei wachsender Abneigung gegen das politische Treiben im Vaterlande, auch den letzten Rest von Anlage verlor. Einer der ersten unter jenen deutschen Flüchtlingen war Hermann Köchly, der nach dem Scheitern der Mairevolution in Dresden, 1849, nach Zürich kam und seine Vorlesungen über Geschichte und Litteratur des Altertums für weite Kreise anziehend zu machen wußte. Mit ihm und mit Heinrich Schweizer-Sidler, seinem Lehrer in der vergleichenden Sprachwissenschaft, war Hirzel durch persönlichen Verkehr verbunden. Außer diesen beiden war besonders der Ästhetiker Vischer ein Lehrer, der ihn mit Begeisterung erfüllte. Gelegentlich verkehrte er auch mit dem humorvollen und liebenswürdigen Philologen Dr. Meyer-Ochsner, den Dichtern Herwegh und Gottfried Keller, sowie mit Richard Wagner, dem Komponisten, der ihn später einmal nach seiner Villa in Tribschen am Luzernersee zu sich lud, worüber jedoch nichts Näheres zu ermitteln ist.—

Trotz all dieser Gelegenheit zu anregendem Verkehr, wozu auch der Zofingerverein zu rechnen ist, dem Hirzel in Zürich beigetreten war, konnte sich der junge Leipziger nur langsam in die neuen Verhältnisse einleben. „Es kommt doch alles auf meine Rede“, schrieb die Mutter, „daß Du eine schreckliche Hauswurzel bist und Du erst irgendwo ein halbes Jahr einwachsen

mußt, ehe Du sagen kannst, wie es Dir gefällt. Doch das macht nichts, hat auch sein Gutes“ u. s. w.

Die Trennung wurde ihm also wohl nicht schwer, als er im Jahre 1858 nach Jena zog, wohin Mutter und Schwester inzwischen übergesiedelt waren. Das zurückgezogene Leben, das sie hier führten, war dem Heimgekehrten willkommen. Schleicher's, Göttling's und Kuno Fischer's Vorlesungen gaben ihm Arbeit genug, und was ihm außer dem mütterlichen Heim noch mangelte, das fand er bei seinem Freund, bei dem einzigen, dessen seine zu bunter und lärmender Geselligkeit nicht geschaffene Natur bedurfte. Sein Freund war Heinrich Motz, der jetztige Professor der deutschen Sprache an der Zürcher Kantonschule, damals Student der Theologie und Philologie, als Maturus vom Bremer Gymnasium eben erst angelangt. Die herrlichen Tage, die sie in übermütiger Jugendlust zusammen genossen, sowohl in Jena als nachher in Berlin, legten den Grund zu einer Freundschaft, die bis zu Hirzel's Tode ununterbrochen fort dauerte. Vor dem Freunde gab sich Hirzel ganz zu erkennen. Wir Jüngeren, die wir seine unwandelbare Gemessenheit für selbstverständlich ansahen, sind überrascht, wenn wir den Jugendfreund Hirzels aus jenen Tagen erzählen hören.

Ludwig Hirzel (erzählt Prof. Motz) machte im studentischen Verkehr zunächst den Eindruck strenger, ja finsterer Zurückhaltung. Er mußte sofort auffallen. Ein kurzes, aber entschiedenes Wort von charakteristischer Prägung erweckte meist sofort Aufmerksamkeit und Respekt. Er durfte sich vieles erlauben, und wie weit er sich auch vorwagte, habe ich ihn nie eine Schlappe erleiden sehen. Er übte auf die Leute fast einen unwiderstehlichen Bann. Zeuge sei eine Szene aus dem Berlinerleben. Er hatte mit seinem Freunde Dr. Carl Meyer eine Wette gemacht, daß er in der belebten Friedrichstraße, auf einer bestimmten Strecke, Männer und Frauen, Herren und Damen bestimmen werde, über seinen vorgehaltenen Stock zu springen; und durch finstere Drohung, jovialen Scherz, bestrikkende Schmeicheleien und possierliche Bitte überwand er alle, nicht ohne schändlicher Weise den über ihre eigene Gefälligkeit Verblüfften mit seinem Stocke auf der Rückseite noch einen unerwarteten Dank zu erstatten.

Zahllose Beispiele ähnlicher Art ließen sich anreihen, so jene köstliche Szene, die sich in einem kleinen deutschen Zollbureau abspielte, wo sein Freund und er ihre Koffer visitieren ließen. — „Die Herrschaften sind ersucht, ihre Hüte abzuziehen“, erklärte der Zollbeamte, „hier ist großherzogliches Zollamt.“ Hirzel rührte sich nicht. „Na, wirds bald?“ warf der Mann im Staatsrock hin. „Unmöglich, Herr Zollbeamter“, erwiderte der junge Student, „bei dem Schnuppen den ich habe.“ „Ich befehle es.“ „Dann seien Sie so freundlich und schließen Sie erst alle Fenster, die da offen stehen.“ Das war so eine Sache, denn das Zollbureau war der reinste Glaspalast und alles sperrweit geöffnet. Aber der großherzogliche

Zollwächter wollte Recht behalten und ließ sich herab, oder vielmehr streckte sich hinauf, ein Dutzend Fensterflügel zuzumachen. „Nun?“ herrschte er den ganz gelassenen Studenten an, der seinen Hut noch auf dem Kopf hatte. „Ja, — nun habe ich mich doch anders besonnen“, entgegnete Hirzel, und zwar mit einer so fürstlichen Ruhe und Bestimmtheit, daß der Beamte rein verblüfft, keinen Widerspruch mehr erhob.

Wohl erschrak er oft innerlich über seine Verwegenheit, aber nie verriet er es auch nur mit dem Zucken der Wimper; immer die verkörperte Sicherheit und Entschlossenheit, durch die er in prekären, ja gefährlichen Situationeu, mit einem schlagenden Wort oder einer unerwarteten Handlung eine ungeahnte und harmlose Lösung brachte. Welche Erfahrungen mußten nicht oft in seiner Gesellschaft die geckenhafte Eitelkeit, der anmaßende Hochmut, die selbstgefällige Gelehrsamkeit, die aufdringliche Schmeichelei und vor allem die Prahlerei und Heuchelei machen, wenn sie sich durch ein mit unverwüstlicher Ruhe gesprochenes Wort so plötzlich die Maske entrissen sahen! — Er war schon Professor an der Hochschule, als er einst mit mehreren Kollegen aus einer Senatssitzung heimkehrte, in welcher der eine von diesen Herren, der neben ihm ging, nicht übel hergenommen worden war. Der schwer Betroffene erging sich nun in lauten Klagereden über das Unrecht, das ihm widerfahren. „Das hat einer nun zum Lohn, der, wie ich, sein Leben in den Dienst der Wahrheit gestellt hat!“ — „So?“, wandte sich Hirzel mit völliger Ruhe zu dem alten Herrn, „davon habe ich nichts gemerkt; vielmehr weiß ich, daß Sie der Wahrheit mehrmals ins Gesicht geschlagen haben.“

Nur humoristisch wirkte dagegen auf den Zuhörer und Zuschauer sein Verkehr mit den dienenden Geistern. Er war der Schrecken und die Bewunderung der Wirte und Kellner, die nach der schlechten Behandlung, die ihnen zu Teil wurde, in ihm eine hochgestellte Persönlichkeit vermuteten. Köstlich muß der Anblick gewesen sein, wie er, schon als Professor, bei der Abreise aus einem Hôtel, wo man ihm die ungebrauchten Kerzen mit 2 Franken in Rechnung gestellt hatte, langsamen Schrittes und ohne einen Seitenblick durch die gebückten Kellner schritt und aus seinen Rockärmeln rechts dem Ober-Kellner und links dem Portier je eine Kerze mit den Worten in die Hand gleiten ließ: Hier haben Sie ein jeder einen Franken.

Nur dürfte die Mitteilung solcher Züge nicht zu dem Glauben verleiten, daß ihm die gegensätzlichen Eigenschaften nicht ebenso zu Gebote gestanden, wo sie am Platze erschienen. Wer hätte ihn in dem edelsten Zartgefühl, in der rücksichtsvollsten Schonung, in dem feinsten Takte im Umgang mit denen, die es verdienten und es zu würdigen wußten, übertreffen können! Für seine Freunde, deren Zahl ja immer klein war, schwand der schroffe und finstere Ernst, der ihn zu beseelen schien, gänzlich; um die Lippen

und Augen spielten die neckischen Kbolde eines unvergleichlichen Humors fortwährend. Und welcher Beobachter war er! Welche Fülle von spaßhaften Zügen doch tieferer Bedeutung und drolligen Geschehnissen wußte er nicht in schalkhaftester Weise im vertrauten Kreise zum besten zu geben! Und mit welch feinem und liebenswürdigem Wohlwollen verstand er da zu necken und vielleicht noch besser sich necken zu lassen! Wie den Humoristen so häufig, war ein hypochondrischer Zug ihm nicht fremd; er war schon damals oft leidend und von Besorgnissen um seine Gesundheit geplagt. Eine chronische Krankheit und frühe Anwandlungen von Asthma gaben ihm viel zu schaffen. Der Druck solcher Leiden ist wohl, wie die späteren Jahre gelehrt, viel schwerer gewesen, als selbst die Freunde früher vermuteten. Aber wie köstlich konnte er sich selbst in seinen Sorgen um sein körperliches Wohl verspotten und zu welch freudiger Dankbarkeit stimmten ihn einige auserlesene Grobheiten des befreundeten Arztes über die Wahngebilde eines *Malade imaginaire*!

So weit der oben genannte Freund Hirzels, der die Güte gehabt hat, seine Erinnerungen an jene schönen Tage für uns aufzuzeichnen.

Nach vier Semestern gemeinsamer Studien in Jena zogen die beiden Freunde nach Berlin, wo Hirzel nun neben den Kollegien über klassische Philologie bei Böckh und über Germanistik bei Müllenhoff sich eifrig mit seiner Doktordissertation über den äolischen Dialekt beschäftigte*. Diese Arbeit, die ihm viel Schweiß und Klagen auspreßte, sodaß die Mutter von Jena aus mit fröhlichem Humor und schmackhaften Sendungen nachhelfen mußte, gereichte ihm schließlich doch zu einiger Genugthuung; denn er erlebte die Freude, sie von seinem hochgeschätzten Lehrer und väterlichen Freunde August Schleicher in Jena anerkannt und gelobt zu sehen. Besonders häufig verkehrte er damals aus wissenschaftlichen Interessen mit Adalbert Kuhn, dem Begründer der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung (1852 ff.), damals Lehrer an einem Berliner Gymnasium. Die Freundschaft allein hingegen verband ihn außer mit Motz und dem schon genannten Carl Meyer auch mit J. Kradolfer, Ernst Jung und im weitern Sinne auch mit einigen tüchtigen Mitgliedern der Schweizergesellschaft: Salomon Vögelin, dem spätern Nationalrat und Kunsthistoriker, Albert Bitzius, dem nachmaligen bernischen Erziehungsdirektor und jetzt erst gefeierten Kanzelredner, Theophil Burckhardt, jetzt Professor in Basel u. a. Daß die gleichgerichteten Freunde die Kunstschatze der Berliner Museen, das Theater und die schöne Umgegend der Stadt gemeinsam aufsuchten und die Abende bis tief in die Nacht beim fröhlichen Becher durchkosteten, ist fast überflüssig zu sagen.

* Zur Beurteilung des äolischen Dialekts. Leipzig (S. Hirzel) 1862.

Mit dem Jahre 1861 ging für Hirzel auch der Jugendtraum zu Ende. Das Leben forderte seine Manneskraft heraus; er mußte sich zu einem Amte entschließen. Ein Ruf zum Lehramt am Frauenfelder Gymnasium, der ihn in den Ferien bei der Mutter in Jena erreichte, berührte ihn mit einem leisen Grauen, „wie wenn man ins Wasser geht und nicht weiß wie tief es ist“. Allein auf den dringenden Rat seines Onkels Salomon Hirzel, der wie ein Vater für ihn besorgt war, entschloß er sich zur Annahme und im Oktober 1862 trat er seine Stelle an.

* * *

Der Leser, den die Teilnahme an Ludwig Hirzels Lebensschicksalen bis zu dieser Stelle geführt hat, wird den Umfang der nachfolgenden Aufzeichnungen über die Zeit von 1862 bis zu Hirzels Tode in keinem Verhältnis finden zu dem bisher Gebotenen. Die Nekrologe berühmter Männer pflegen das an Früchten reiche Mannesalter eingehender zu besprechen als das Wachstum der Jugendzeit; und doch beschäftigt uns beim Anblick des Manigfaltigen und Bedeutenden, was ein Menschenleben geleistet, keine Frage angelegentlicher als die nach dem Werden und Wachsen der geheimen Kraft, die allen jenen Schöpfungen das Siegel der Individualität aufdrückte. Der Versuch, diese Kraft zu benennen und zu erklären, wird immer ein unvollständiger bleiben; dennoch wird er unserm innersten Interesse mehr Nahrung geben als eine noch so vollständige und angemessene Darstellung der sichtbaren und bleibenden Wirkungen jener Kraft. Dies gilt besonders vom Lebenslaufe solcher Menschen, die wie Ludwig Hirzel als fertige Charaktere in das Berufsleben eintraten und von Schicksalszufällen wenig gestört, in einer gleichmäßigen Lebensaufgabe sich selber treu blieben. Wer sie hat werden sehen, begreift ihr Lebenswerk mit einem Blicke; in jeder Frucht erkennt er denselben Baum. Selbst der Einfluß der Universitätslehrer, der in den Biographien gelehrter Männer ungeheuer hoch angeschlagen zu werden pflegt, dürfte bei Ludwig Hirzel nicht schwer ins Gewicht fallen. Denn das, was seiner wissenschaftlichen Thätigkeit besondern Wert gab, waren Eigenschaften, die ihm, wie seinen Familiengenossen, von Natur angehörten und durch die Erziehung der Mutter und des Onkels aufs beste ausgebildet wurden. Und seine große Lebensklugheit war, daß er seine Thätigkeit ganz auf diese soliden Eigenschaften gründete und auf den Ruhm eines Talentcs, das nur andere besaßen, verzichtete.

Hirzels gedruckte Arbeiten stehen alle in einer Linie. Alle sind Erzeugnisse desselben Fleisses, derselben Gründlichkeit und derselben Objektivität; in allen waltet dieselbe Klarheit, dasselbe taktvolle Maß des Ausdrucks. Und da sich Hirzel in der Wahl des Gegenstandes nie überschätzte,

sondern immer etwas in jeder Hinsicht Zweckmäßiges ergriff, so sind seine Publikationen von der ersten bis zur letzten noch jetzt höchst lesenswert, zuverlässig und ihrer Art vollkommen. Einzig über die Hauptarbeit seines Lebens, sein Buch über Haller, ließe sich sagen, daß es nicht völlig seinem Zweck entsprach, insofern die Gründlichkeit in der Nachweisung des gelehrten Materials der Popularisierung des Buches schadete. Es mußte Hirzel schmerzlich berühren, daß in der Stadt Albrecht von Hallers sich kaum ein Dutzend Käufer seines Buches fanden. Die Schuld daran wußte er mit köstlichem Humor unter die Berner und sich selbst zu verteilen; wie er denn überhaupt in keiner Lebensstellung sich über den Bereich und die Tiefe seiner Wirksamkeit täuschte.

* * *

Das Lehramt in Frauenfeld (1862—1866) eröffnete Hirzel auf die vorteilhafteste Weise durch einen Vortrag über Ludwig Uhland, den er wenige Wochen nach dem Tode des von ihm hochverehrten Dichters (gest. 13. November 1862) vor der Bildungselite des Städtchens hielt. Dieser Vortrag, der nur handschriftlich aufbewahrt ist, zeichnet sich, wie alle spätern Vorträge Hirzels, durch die Geschicklichkeit aus, mit der die Behandlung des Gegenstandes den Bedürfnissen und dem Verständnis der Zuhörerschaft angepaßt wird. Auffallend ist, im Gegensatze zu der strengen Sachlichkeit der gedruckten Arbeiten Hirzels, die energische Parteinahme des Vortragenden für den schwäbischen Liederdichter als einen Antipoden der romantischen und der modernen Nervosität:

„Die Seele des Volkes, so tief sie empfindet, und so reich sie ist an tiefem Gefühl, weiß nichts vor allem von krankhaften, überspannten Empfindungen, nichts von Schwäche des Gefühls, nichts von mystischer Schwärmerei und Sehnsucht, mag sie noch so schmerzlich empfinden, noch so bitter klagen. Die Weise des Volkes zu singen ist wahr, kräftig und daher einfach. Auch Uhlands Lieder — und zwar alle, nicht bloß die schon heute Eigentum des Volkes gewordenen, sind wahr, kräftig, einfach und darum hat auch ihn, nicht aber einen der Romantiker, die gleichzeitig mit ihm dichteten, das Volk zu seinem Liebling erkoren und ihm nachgesungen das „Ich hatt' einen Kameraden“, das „Es zogen drei Bursche wohl über den Rhein“, Was klinget und singet die Straße herauf“ und vieles andere.“

Es fehlt in diesem Vortrag auch sonst nicht an einem Ausfall gegen die moderne deutsche Litteratur, und es mag hier gesagt sein, daß sich Hirzel mit dieser nur vorsichtig befreundete und mit den extremen Vertretern der neusten Schule gar nicht. Im ganzen blieb er den Lieblingsdichtern seiner Jugend treu, vor allem Schiller, den er merkwürdiger Weise, aber offenbar

wegen dessen geringerer Beziehung zur Schweiz, in litterarischen Arbeiten nur wenig behandelt hat. Ein Bändchen mit Schillers Gedichten nahm er auf jede Reise mit, und mit Beziehung auf ihn sagte er einmal unter Thränen zu seinem Sohne: „Das war mein liebster Freund“. Nächst den Klassikern unserer Litteratur waren ihm die Vertreter einer gewissen, gesunderen Romantik lieb und wert, so Möricke* und Raabe, doch auch Eichendorff und Theodor Storm. Die Auswahl, die er unter den neueren und neusten traf, ist merkwürdig; es finden sich da Namen vereint, wie Geibel und Dranmor, die ungeheure Gegensätze bezeichnen. Die Verehrung für den Freigeist Dranmor besonders, den Verfasser des glühend sinnlichen „Dämonenwalzers“¹ und manches andern Bekenntnisses heidnischer Weltlust, beweist deutlich, daß es nicht ein philosophisches oder religiöses Dogma war, was Hirzel von den Werken unserer Modernen trennte. Die konventionellen Ideale der Geibel'schen Dichtung genügte seinem Denken nicht. Auch wußte er die realistische und naturalistische Darstellung des Lebens als eine große Aufgabe der Kunst wohl zu würdigen. Als im Jahre 1894 in der schweizerischen Rundschau eine Studie über Wilhelm von Polenz erschien, faßte er ein lebhaftes Interesse für diesen jungen Schriftsteller und erbat sich dessen Trauerspiel „Heinrich von Kleist“ und die Romane „Der Pfarrer von Breitendorf“ und „Der Büttnerbauer“ zur Lektüre aus; und dem letztgenannten Roman, der die Realistik mit einer Gewissenhaftigkeit durchführt, die die meisten Romanleser nicht aushalten, zollte er ein ehrliches, uneingeschränktes Lob. Daß er hier eine Ausnahme machte, hatte freilich seinen guten Grund, und man darf vielleicht behaupten, daß für ihn das Anziehende in Polenz' Werken in dem bestand, was diesen Werken den Erfolg beim Publikum schmälert: die streng künstlerische Tendenz. Sobald Hirzel bei einem Dichter andere Tendenzen witterte, sobald er den Verdacht faßte, daß ein Dichter sein Spiel mit dem Publikum treibe, und die Wahl oder Darstellung des Gegenstandes auf Neigungen und Instinkte des Lesers berechnet sei, die mit der Kunst nichts zu schaffen haben, dann war es aus mit seiner Sympathie, hieß der Schriftsteller nun Heinrich Heine oder anders.

Eine solche Gesinnung machte ihn auch zu einem Verehrer der mitlebenden Dichter seiner Heimat, Heinrich Leuthold**, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer, Joseph Victor Widmann***. Leuthold besonders, der seine Leidenschaft durch edeln Ausdruck und herrlichen Wohiklang bändigte, fand seinen Beifall. „Nicht alle (heißt es in Hirzels Rezension

* S. die Besprechung von Möricke's Ges. Schriften „Im neuen Reich“ 1878.

** S. die Besprechung von Leutholds Gedichten „Im neuen Reich“ 1879.

*** S. die Besprechung von Widmanns „Oenone“ ebendas. Jahrg. 1880.

von Leutholds Gedichten), die sich gegen die große Menge der Erzeugnisse moderner deutscher Lyrik ablehnend verhalten, gehören zu den prosaischen Naturen“ . . . „Aber (äußert er sich wie zur Erklärung) der moderne Pessimist, den die Kunst immer wieder mit dem Leben versöhnt und den die Begeisterung für das Schöne immer wieder zum Idealismus emporreißt, ist auch keine alltägliche Erscheinung.“

Doch wir vergessen, daß wir noch in Frauenfeld weilen. Es waren dornige Rosen, die dem jungen Lehrer dort blühten. „Wie Orpheus unter den Bestien“, scherzte er in einem Briefe, so lebe der Gymnasiallehrer dort unter dem Publikum. Zwar fand Hirzel an der Freundschaft des Professors Böckel aus Jever (Oldenburg), des spätern radikalen Reichsrates, und des Professors Jäckel, eines Achtundvierzigerflüchtlings aus Sachsen, eine wohlthuende Entschädigung für die Leiden des Lehramtes, das er aus Notdurft mehr als aus Neigung gewählt hatte; und recht nach Hirzels Herzen mögen jene witzig gewürzten Kneipabende im hinteren Stübchen der Bierwirtin Frau Kappeler (die „der einzige Mann im Ort“ hieß) sich hingedehnt haben, wenn die Lampe von der Polizeistunde an bis auf die blaue Flamme heruntergeschraubt war und die drei Freunde in geisterhaftem Dunkel den „helleren Einfall“ sprühen ließen. Aber im ganzen war es eine dumpfe Existenz und der vom Heimweh nicht Verschonte sah sich oft verurteilt, „allein mit seinem Gott und seinem Glas Bier“ Trübsal zu blasen. Dann verstand es aber die Mutter aus weiter Ferne ihn aufzurütteln:

„Laß nur erst den Sommer kommen“, schrieb sie ihm im ersten Winter, „und dann auf, recht weit hinaus, so früh am Morgen als Du kannst; mache Dich früh heraus, daß Du dünnes Blut kriegst, und jage die Grillen fort, so weit Du kannst.“

Das ließ sich schon befolgen, und Hirzel hat von Frauenfeld aus mehr als eine schöne Ferienreise, seis nach Deutschland oder nach Italien, unternommen und sich dabei köstlich erfrischen lassen. Aber ins Joch zurückgekehrt, fand er die Lust nicht, sich mit den realen Mächten abzufinden, wie der Freund ihm wohl geraten hatte. „Ich kenne die realen Mächte, aber ich hasse sie“, antwortete er.

Wie er diese realen Mächte kennen lernte, davon erzählt eine komische Geschichte, eine Balkonszene, die eines thurgauischen Nationallustspiels nicht unwürdig wäre. Mehr als ein Jahr nach seinem Amtsantritt war Hirzel immer noch bloß provisorisch angestellt. Diesen Zustand fand er endlich unwürdig und machte kurzen Prozeß. Er setzte sich eines schönen Morgens auf den Balkon seines Zimmers und schaute seinen Kollegen und Schülern zu, wie sie zur Schule gingen. Den ganzen Tag behauptete er

diese herausfordernde Stellung und am nächsten Tag wieder, bis endlich der Herr Erziehungsdirektor sich auch auf den Balkon verfügte und den renitenten Lehrer zur Rede stellte, warum er seine Stunden nicht gebe. Die Antwort war so, daß die definitive Anstellung schleunigst erfolgte.

Den Abschluß des Frauenfelder Aufenthaltes bildete eine gelehrte Arbeit, zu der er beim Besuch in Straßburg einige Vorarbeiten gemacht hatte. Es war eine Monographie* über einen Frauenfelder Amtsbruder aus dem 16. Jahrhundert, den schweizerischen Humanisten Peter Dasypodius, den Verfasser des ersten namhaften lateinisch-deutschen Wörterbuches, gest. 1559.

Zu Ostern 1866 folgte Ludwig Hirzel einem Rufe nach Aarau, als Lehrer des Deutschen und des Griechischen an der dortigen Kantonschule. Im Zusammenhang mit einem neuen Schulgesetz für den Kanton, einem Werke des damaligen Erziehungsdirektors Dr. Emil Welti, war im Jahre vorher die aargauische Kantonschule reorganisiert worden. Neue Lehrkräfte sollten diese Reorganisation fördern, so G. Uhlig (jetzt Gymnasialdirektor in Heidelberg), O. Sutermeister (jetzt Professor in Bern), H. Wirz (jetzt Direktor des Gymnasiums in Zürich), endlich auch Hirzel, der die bedeutende Kraft von E. L. Rochholz zu ersetzen hatte. Er ersetzte sie durch ein neues, pädagogisch sehr wertvolles Talent, indem er den Schülern das Vorbild größter Gründlichkeit gab, sie zu streng logischem Denken und prägnantem Ausdruck anhielt und ihnen etwas von der frommen Verehrung einflößte, mit der er an die klassischen Werke unserer Dichter herantrat. Sein Sprachorgan war immer zart gewesen und ermüdete sich leicht, aber mit seinen immer auf feine Wirkung berechneten Ausdrucksmitteln vermochte er einen vielleicht um so herzbewegendern Zauber auszuüben. Das erfuhren nicht bloß seine Schüler, sondern auch weitere Kreise, die seine im Auftrag der Historischen Gesellschaft in Aarau gehaltenen Vorträge anhörten. Es sind deren drei: Über Goethes italienische Reise (1868?), über Goethe und Schiller (1869) und über Lessings Laokoon (1872). Nur der erste ist gedruckt und vielfach bekannt**. Aber noch mehr als von diesem dürfte das oben Gesagte von dem Vortrag über Goethe und Schiller gelten, der leider nicht gedruckt worden ist. Wenn erzählt wird, daß der Vortragende einige Zuhörer zu Thränen bewegte, so glaube ich das um so eher, als noch jetzt von den vergilbten Blättern eine packende Wirkung ausgeht; sie beruht besonders darauf, daß Hirzel den Freundschafsbund der beiden so ungleichen Menschen als eine Eroberung Schillers darstellt, dessen rastlose Seele nach der Vervollkommnung durch Goethe, aber auch nach seiner Anerkennung dürstete, und daß er die Trauer

* Petrus Dasypodius. Im „Neuen Schweiz. Museum“. Basel (C. Detloff) 1866. —

** Goethes italienische Reise. Basel (B. Schwabe) 1871.

Goethes um den gestorbenen Freund als die höchste Erfüllung jener heißen Sehnsucht feiert.

In die Aarauer Zeit gehört auch Hirzels Programmschrift über Schillers Beziehungen zum Altertum*, eine Arbeit, von der man sagen kann, daß sie ihren Gegenstand erschöpft und erledigt. Auffallend ist hier, wo es sich doch um Hirzels Liebling unter den Poeten handelt, die strenge Verurteilung von Schillers Jugenddramen. „Alle diese Dichtungen der ersten Periode“, sagt er, „sind . . . von einer solchen Rohheit, Gewaltsamkeit, Exzentrizität und Phrasenhaftigkeit, daß sie den Namen von Kunstwerken im gewissen Sinne kaum verdienen.“ Jenen genialen Schöpfungen gegenüber findet er dann ein Werk wie Maria Stuart „der antiken Tragödie mit feinstem Sinne nachgebildet“; womit er allerdings den Leser auf Hettner verweist, fast scheint es, im Gefühl, daß er hier sein Gebiet überschreite.

Indessen hatte Hirzel mit kleineren Publikationen** bereits dasjenige Spezialgebiet der deutschen Litteraturgeschichte betreten, zu dem er durch Lebensgang, Anlage und Neigung gleich berufen war: Die Geschichte der litterarischen Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz. Hier machte er sich heimisch. Hier wurde er eine Autorität. Die Philologie im engern Sinne beschäftigte ihn nur noch als Hilfswissenschaft.

In Aarau war Hirzel durchaus nicht bloß Stubengelehrter. Die guten Freunde, die er hier fand, halfen ihm über seine Hypochondrie hinweg. Da war besonders die Mittagsgesellschaft im „Storchen“, meist Jungesellen aus dem Lehrerkollegium; einige sind schon oben genannt worden, vor allem Uhlig und Wirz; ihnen schloß Georg Gladbach sich an, der spätere Anstaltsvorsteher in Wabern bei Bern, unerschöpflich in lebendiger Darstellung seiner merkwürdigen Lebensschicksale, die er sich leider, trotz Hirzels Zureden, nicht entschließen konnte aufzuzeichnen. Hier verkehrte auch Dr. Daniel Jacoby (jetzt Professor in Berlin), der Nachfolger Sutermeisters, hier auch eine Anzahl junger Fürsprecher, unter denen besonders Dr. Erwin Tanner, der nachmalige Stadtmann, mit Hirzel befreundet war. Ich will nicht versuchen, jenen lebensvollen Kreis durch bloße Namen zu vervollständigen.

Natürlich wurde viel politisiert. Die Zeiten waren danach. Und da man in Aarau mit den angesehenen und maßgebenden Persönlichkeiten des Kantons zusammenkam, mit Augustin Keller, Haberstick, Feer-Herzog,

* Über Schillers Beziehungen zum Altertume. Aarau (Sauerländer) 1872. Gymnasialprogramm. —

** S. die Artikel in den Leipziger „Grenzboten“ 1870: „Goethe und Heinrich Zschokke“; „Ein ungedruckter Brief Wielands an seinen Sohn Ludwig“. Ferner in Schnorr's Archiv f. Litteraturgesch. Bd. III: „Wielands helvetisches Bürgerrecht“; Bd. IV: „Briefe Wielands an Lavater“; Bd. VII: „Ungedruckte Briefe Wielands“.

Oberst Rothpletz u. s. w., so wurde man über die politische Tagesgeschichte wohl unterrichtet. Besonders der deutsch-französische Krieg, wie er überhaupt die schweizerische Volksseele in ihren Tiefen aufregte, entzündete auch in jenem Kreise die Gemüther zu eifriger Parteinahme. Ludwig Hirzel, von Anfang an ein Verehrer der Bismarck'schen Politik, machte aus seiner deutschen Gesinnung kein Hehl; auch in den durchwegs franzosenfreundlichen Aarauer Kreisen ließ er seine Empfindungen kräftig zum Ausdruck kommen, selbst auf die naheliegende Gefahr hin, persönlich in widerliche Streitigkeiten verwickelt zu werden. Im engern Freundeskreise an der Mittagstafel fand seine deutsche Gesinnung mehrfaches Echo, und so kam es, daß der „Storchen“ in jenen Tagen scherzweise das „Hauptquartier zum schwarzen Adler“ genannt wurde. Hirzel hat damals auch in der innern Politik, besonders in Schulfragen, seinen Mann gestellt, wie z. B. 1868 in einer Zeitungspolemik gegen den damaligen Obergerichtspräsidenten Dr. Frey über die Maturitätsprüfung.

Es schien überhaupt, als fasste er etwas mehr Vertrauen zu den „realen Mächten“, die ihm in Frauenfeld noch verhaßt gewesen. Er widmete seine Kräfte verschiedenen öffentlichen und gemeinnützigen Instituten der Stadt und des Kantons. Von 1872—74 wirkte er als Inspektor an der Bezirksschule Baden und als Kommissionsmitglied der aargauischen Kantonsbibliothek. Im aargauischen Kunstverein schloß er sich enger an Oberst Rothpletz an, unter dessen vorzüglicher Leitung der Verein stand; ein ähnlich schönes Verhältniß verband ihn mit dem Direktor des Cäcilienvereins, Eusebius Käslin, den er schon von Leipzig her kannte. Außerdem war er mit Dr. Wilhelm Schacht, Dr. phil. Hermann Brunnhofer und mehreren Aarauer Familien aufs beste befreundet.

Das alles hinderte nicht, daß er sich von Aarau wegsehnte. Wußte er wohin? Vielleicht ertappte er sich selbst darüber, daß sein Sehnen nach einem unklaren Ziele ging, nach einer poetisch schönen, in der Wirklichkeit unmöglichen Existenz. Oder lag das nicht ausgesprochen in jenem tragikomischen Wunsch, den er dem Freunde offenbarte: er möchte einmal in Italien sich eine Burg bauen und fidel das Leben genießen, wie es eben nur dort möglich sei! Es war ein echt deutscher Zug an dem jungen Gelehrten, daß er sich nach Italien und nach einem Leben sehnte, das seiner Natur völlig widersprochen hätte; recht unschweizerisch, daß er mit dreißig Jahren keinen Platz und keinen Beruf sah, der ihm Befriedigung versprach, obschon seine Tüchtigkeit ihm so manches Anrecht gab.

Jedenfalls entsprach die akademische Lehrthätigkeit seinen Wünschen besser als das Schullehreramt und so bedeutete denn der Ruf an die Universität Bern, der ihm im Jahre 1873 zu Theil wurde, nach einer Seite hin eine Erlösung. „Ich dünkte, diese Stadt wäre so übel nicht“, hatte

er schon 1867 an Motz geschrieben. Allein die Übersiedlung nach Bern bedeutete anderseits auch eine Trennung von geliebten Bekannten, auch von einer schönen Landschaft, deren liebliche Reize er auf manchen Fußwanderungen zum Labsal seines verdüsterten Sinnes genossen hatte. Und so war von vornherein dafür gesorgt, daß die hypochondrischen Geister ihn auch auf diesem neuen Wege begleiteten.

Hirzels Thätigkeit als Professor der deutschen Litteraturgeschichte in Bern hat von 1874 bis zu seinem Tode, also dreiundzwanzig Jahre gedauert. Man muß die äußern und innern Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hatte, in Anschlag bringen, um das hohe Verdienst seiner Arbeit zu ermessen. Zunächst hatte er auch in Bern einen bedeutenden Vorgänger zu ersetzen, den talentvollen und vielseitigen C. R. Pabst, der besonders durch seine Vorlesungen über Lessing ungewöhnliche Erfolge erreicht hatte. Hirzel war nicht zu glänzender Kathederrede befähigt. Wie er überhaupt schwer aus sich heraus ging und sich mehr auf die Gründlichkeit seiner Vorbereitung als auf geistreiche Einfälle des Augenblicks verlassen durfte, so mußte er auch als Lehrer auf die packende Wirkung spontaner Empfindung verzichten. Obgleich er nicht vorlas, hielt er sich doch ans Manuskript, und wenn er auch seine Zuhörer immer fest ins Auge faßte und durch eine angemessene Gestikulation seiner (auch von Malern bewunderten) ausdrucksvollen Hand einen intimeren geistigen Rapport vermittelte, so konnte er sich doch von der Ecke seines Kathedersitzes nicht losmachen. Doch gilt dies nur von den Vorlesungen. In den Seminarübungen war er ein ganz anderer und hier zeigte er seine ganze Meisterschaft. Der freiere Ton, der bei der beschränkten Zuhörerzahl und der allgemeinen Redefreiheit sich von selbst ergab, versetzte auch den Lehrer in eine behagliche Unbefangenheit und regte ihn zu einem Gedankenaustausch an, in welchem er seinen feinen Humor, seine lebenswürdige Schalkheit, aber auch seine scharfe Satire vortrefflich verwendete. Wehe dann besonders dem Schüler, der als unreifer Kritiker halb verstandene Urteile anderer zum besten gab, oder als ästhetischer Schönredner sich eine leere Phrase entschlüpfen ließ! Da war Hirzel dann in seinem Element. Und doch, nachdem er den Unbedachten mit der Fuchtel seines Witzes gezüchtigt, wie lebenswürdig und gütig wußte er den Niedergeschlagenen zu trösten, indem er auf die scharfe, scheinbar vernichtende Kritik nun auch den Balsam der Anerkennung reichte.

Was Hirzel die Tätigkeit in Bern bedeutend erschwerte, war aber besonders die Gleichgültigkeit des bernischen Publikums gegen litterarische Bestrebungen. Er war nicht der erste, der darüber klagte. Seit den Tagen Albrecht von Hallers mag zwar einiges besser geworden sein; aber wie zu seiner Zeit, so verhält sich noch heutzutage gerade derjenige Teil der Bürgerschaft ablehnend gegen deutsche schöne Litteratur, der durch vornehme Geburt und Wohlhabenheit zu ihrem Beschützer berufen wäre.

Welchen Eindruck mochte Hirzel von den Bernern bekommen, als er bei den Studien zu seinem „Haller“ erfuhr, daß nicht nur der Ankauf von Hallers prachtvoller Bibliothek vom kleinen Rat der Stadt seiner Zeit verworfen, sondern daß auch der kostbare handschriftliche Nachlaß Hallers auf unglaubliche Weise vernachlässigt worden war! Hat man doch in ausländischen Zeitungen Stimmen der Entrüstung vernehmen müssen, als sich bei der großen Haller-Feier 1877 herausstellte, daß die Berner nicht sagen konnten, wo ihr größter Bürger begraben lag, weil sich frühere Geschlechter gar nicht darum bekümmert hatten.

In seiner Rektoratsrede von 1879 scheute sich Hirzel nicht, trotz seiner Neigung zu sarkastischem Stillschweigen, öffentlich die Pflichtversäumnis zu brandmarken, deren sich das gebildete Bern gegenüber den Denkmälern seiner Litteratur schuldig gemacht hat. Er that es, wie ihm natürlich war, mit vorsichtigem Takt; aber wer gut aufmerkte, bekam doch ein echt Hirzel'sches Pfefferkorn zu schmecken, wenn er die nachfolgende Stelle hörte:

... „Wie interessant aber und wichtig wäre es, die geistigen, die litterarischen Zustände unseres Landes in früherer Zeit und gerade die Berns einmal einer gründlichen Forschung und zusammenhängenden Darstellung unterzogen zu sehen. Denn in höherem Maße als es heute noch in Erinnerung ist und nach den jetzigen Verhältnissen vermutet werden könnte, pulsierte hier früher . . . ein geistiges Leben, nicht von hervorragend allgemeiner Bedeutung, aber für die Geschichte der Kultur der Schweiz sehr charakteristisch und wichtig“ . . .

Und dann schloß er folgendermaßen:

„Wir hier in Bern bedürfen namentlich dies:“

Interesse für diese Studien in denjenigen Kreisen, welche im Stande sind zu verhindern, daß fast alljährlich wertvolle Papiere und litterarische Denkmäler aus früherer Zeit dem Moder, dem Feuer, dem Trödler überliefert werden, und welche im Stande sind zu bewirken, daß man derartige Schätze in Zukunft da findet, wo ihr natürlicher Aufbewahrungsort ist, auf unserer Bibliothek.

Wir bedürfen aber auch einer reich dotierten, der Würde und dem Ansehen der Stadt und den Bedürfnissen der Hochschule, die hier ihren Sitz hat, entsprechenden Büchersammlung . . . Möchte der Staat Bern, der in dieser Beziehung noch zu den am wenigsten freigebigen gehört, sich bald einmal kühnlich in die Reihe der vordersten stellen! sei es durch Unterstützung der jetzt schon bestehenden Bibliothekanstalten, sei es durch die Gründung einer eigenen größeren Staatsbibliothek.“

Abgesehen von dieser eindringlichen Mahnrede wußte Ludwig Hirzel vor allem durch seine Lehrthätigkeit dem Fache, das er vertrat, nicht nur bei der bernischen Bürgerschaft, sondern auch bei seinen Amtsbrüdern aus

andern Fakultäten, das Ansehen und den Rang zu verschaffen, der ihm zukam. Es galt da Vorurteile zu brechen, die im gelehrten Deutschland weit herum verbreitet waren. Es galt namentlich zu beweisen, daß die Litteraturgeschichte mit gleicher historischer Gründlichkeit betrieben werden könne wie andere geschichtliche Disziplinen und daß die ästhetische Schörednerei hier ebensowenig als anderswo zum Wort zu kommen brauche. Dies zu beweisen war Hirzel die richtige Persönlichkeit, indem er sich mit Vorliebe auf strenggeschichtliche Behandlung beschränkte und die Phrasenmacherei mit Hohn verfolgte.

Die bernische Atmosphäre mußte für eine wenig impulsive Natur, wie Hirzel, gefährlich erscheinen. Aber wie hat er seinen Mann gestellt! Vielleicht bedurfte er der Entrüstung über die herrschende litterarische Dumpfheit, um sein Bestes zu leisten. Jedenfalls hat er es geleistet, und die Stadt Bern ist ihm nicht nur für sein Buch über Haller, mit dem er den Schandfleck der Undankbarkeit in den Augen des Auslandes getilgt, dauernd verpflichtet, sondern auch für die Teilnahme an so manchen Bildungsinstituten, die seines Rates und seiner Fürsorge dringend bedurften. Die bernische Stadtbibliothek, die Lesegesellschaft, die Museumsbibliothek, die Hochschulbibliothek, die Landesbibliothek, sie alle lernten nicht nur seine Belesenheit, seinen Geschmack und seinen mit den Jahren geschärften praktischen Blick, sondern auch seinen Sammeleifer und Büchersinn, das Hirzel'sche Familienerbtum, an ihm schätzen. Denn wie er in seiner eigenen Bibliothek mit Haushalterstolz die seltenen Bücher und kostbaren Ausgaben häufte und hütete, so sorgte er auch für die Erhaltung und Mehrung des Bücherbesitzes gemeinnütziger Bibliotheken. Hierbei zeigte er sich wie auch gegenüber bücherbedürftigen Studenten, von der größten Freigebigkeit; auch in dieser Eigenschaft ein würdiger Neffe des Oheims in Leipzig.

Hirzels Wirksamkeit in Bern litt aber auch unter den sonderbaren gesellschaftlichen Verhältnissen der Stadt. Er, der von Leipzig, Zürich und Aarau her an ein wohlthätiges Gesellschaftsleben mit selbstverständlicher Gastfreundschaft gewöhnt war, wie mußte er sich abgestoßen fühlen von der ungeselligen Zurückhaltung, die hier in Bern den Fremden empfängt, von dem Mangel an leichten Umgangsformen und von der Abneigung der Berner gegen eine die Kluft der Stände überbrückende heitere Geselligkeit. „Man verkriecht sich“, so charakterisierte er in einem Briefe an seinen Freund das Leben in Bern, „und ich krieche mit“, mußte er leider hinzufügen. Für einen „Heimatlosen, dem der Sinn für das Nomadenleben fehlt“, wie er selbst sich ausdrückte, war dieses Leben peinlich und auf die Dauer ungesund. Ein großes Glück war es deshalb für ihn, daß er einen eigenen Hausstand gründen konnte, indem er sich 1877 mit Luise Anna Arndt aus Bremen verheiratete. Im Anfang dieses Jahres hatte er seinen Onkel Salomon Hirzel verloren, der den Folgen einer Staroperation erlegen war.

In ihm beklagte er nicht nur einen zweiten Vater, sondern zugleich „eine der besten und kräftigsten Menschennaturen“, und einen litterarischen Berater, dessen große Kenntnisse und Erfahrungen er ganz zu schätzen wußte.* Wenige Jahre vorher (1874) hatte er auch seine einzige Schwester, Anna Sellier, verloren, mit der ihn von Jugend auf ein inniges Verständnis verbunden hatte. So war denn die junge Gattin berufen, ihm vieles zu ersetzen, und sie vermochte es auch. Als sie nach fünfjähriger Ehe (1882) ihm durch den Tod entrissen wurde, schrieb er: „Das Leben liegt völlig reizlos vor mir“. Aber die Liebe zu seinem Söhnlein, das sie ihm zurückgelassen, und die Liebe zur Arbeit richteten ihn wieder auf und es begann die Zeit seiner regsten litterarischen Produktion.

Das erste in Bern vollendete Buch Hirzels war die Monographie über Karl Ruckstuhl**, den aus Goethes Briefen und Werken bekannten tapfern Verfechter eines gesunden Deutschtums in Sprache und Leben, der sich mit Hirzel noch insofern berührte, als auch er, freilich nur zwei Monate lang im Jahre 1815, an der Kantonschule in Aarau alte Sprachen gelehrt hatte. Und auch darin waren die zwei Männer vergleichbar, daß sie beide von der Kulturgemeinschaft der Deutschen und der Schweizer überhaupt und von den daraus erwachsenden Pflichten durchdrungen waren. Die vermittelnde Stellung, die gerade Hirzel zwischen Deutschtum und Schweizertum einnahm, war besonders für die bernische Hochschule von großem Nutzen, nicht zum wenigsten deshalb, weil er die deutschen Professoren voll Verständnis für ihre Erwartungen und Ansprüche in unsere eigenartigen Verhältnisse einzuführen wußte.

Wie schon angedeutet, stellte die Haller-Feier im Jahre 1877 Hirzel die Aufgabe zum Hauptwerk seines Lebens, zu dem er, man darf wohl sagen wie kein anderer, befähigt war. Gerade in diesem Jahre hatte er in der Zeitschrift für deutsches Altertum und im „Neuen Reich“ mehrere Studien veröffentlicht, die ihn tiefer in die Kenntnis der schweizerischen Litteratur eingeführt hatten***. Nun folgte als Vorarbeit zur großen Haller-Biographie Hirzels Beitrag zur Haller-Festschrift, betitelt: „Albrecht von Hallers Bedeutung als Dichter“.† Ein ungeheures Material schwoll jetzt

* S. Hirzels Nekrolog auf Samuel Hirzel im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Litteraturgesch. Bd. IV. (1877).

** Karl Ruckstuhl. Ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. Straßburg (Karl J. Trübner 1876. — Ein Gruß aus der Schweiz an Dr. Salomon Hirzel in Leipzig.

*** Zeitschr. f. dtsch. Altertum 1877: „Jakob Grimm und J. R. Wyß“. — „Im neuen Reich“ 1877: „Goethe-Erinnerungen aus der Schweiz“; „Lavater an die Brancioni“; „Zum Gedächtnis A. v. Hallers“. Dasselbst 1878: „Goetheana“ (Beziehungen zu Lavater); Rezension von Bodemanns Buch über J. G. Zimmermann. Dasselbst 1879: „Joh. G. Schlosser, Lavater, Goethe und Cornelia Goethe.“ Dasselbst 1880: „Samuel Henzi.“

† Bern (B. F. Haller) 1877.

unter seinen Händen an, sodaß das große Werk* erst fünf Jahre nach der Feier erscheinen konnte.

In der Fülle des Gebotenen mußte das Buch, das sich bescheiden als Ausgabe von Hallers Gedichten darbot, die höchsten Ansprüche befriedigen. Sämtliche Originalausgaben von Hallers Gedichten mit ihren unzähligen Varianten waren hier aufs genaueste verzeichnet und verglichen; eine Übersicht über sämtliche Nachdrucke, Einzeldrucke und Handschriften war gegeben; eine Nachlese ungedruckter Gedichte, sowie der Text der bisher unbekannten Briefe Hallers an Bodmer war beigelegt. „Das Ideal einer kritischen Ausgabe ist hier erreicht“, schrieb August Sauer in seiner Rezension. Zu der biographischen Einleitung waren zum ersten Mal Hallers handschriftliche Erinnerungen, die in der Brera zu Mailand lagen, ferner seine unzähligen Rezensionen in den Göttinger „Gelehrten Zeitungen“ und „Anzeigen“, endlich die Briefe an Haller auf der Berner Stadtbibliothek, 13202 Stück von 1209 Korrespondenten, verwertet worden — eine Arbeit, die eine erstaunliche Geduld in Anspruch nahm. Und wenn es nur das gewesen wäre; allein das Leben Hallers führte Hirzel auf unzählige Seitenwege, die er mit unermüdlicher Beharrlichkeit alle soweit verfolgte, als es ihm nur möglich war. Und auf diesen Seitenwegen deckte er so viel verschüttetes und vergrabenes Leben wieder auf, daß seine Biographie nicht nur ein lehrreiches Zeitbild, sondern eine Fundgrube voll anregender Merkwürdigkeiten wurde.

Daher denn auch der einstimmige Beifall der Fachgelehrten.

„Die Einleitung“, so urteilte Wilhelm Scherer, „gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten litterarhistorischen Arbeiten der letzten Jahre. Sie glänzt nicht bloß durch den Reichtum der benutzten Quellen, durch die Sorgfalt der Verarbeitung, durch die Masse der Thatsachen, die sie mitteilt, und die vielen neuen Einblicke in nahe und abgelegene Regionen, die sie gewährt. Sie verfolgt nicht bloß Hallers Verhältnis zu den bedeutendsten seiner Zeitgenossen und die Aufnahme, welche seine Dichtungen fanden. Sie bricht überhaupt einer neuen gerechten Würdigung Hallers die Bahn, und obgleich sie auf eine nähere ästhetische Analyse der „Schweizerischen Gedichte“ verzichtet, so wird man dieselben doch nunmehr wieder mit größerem Respekto lesen, als es seit langem der Fall war.“

Und Robert Boxberger nannte Hirzels Haller-Ausgabe am Schluß einer längeren Besprechung „in jeder Hinsicht vollendet und eine Zierde der deutschen Wissenschaft“.

* Albrecht v. Hallers Gedichte. Als III. Band der Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes, hsg. von J. Bächtold u. F. Vetter. Frauenfeld (J. Huber) 1882. — 536 S. Einleitung und 423 S. Text.

Die nächsten Arbeiten Hirzels waren die Ausgabe von Hallers Reisetagebüchern* und diejenige von Salomon Hirzels „Verzeichnis einer Goethebibliothek“**. Dieser für die Goetheforschung so wichtige Katalog war 1874 zum letzten Mal herausgegeben worden; 1877 ging Salomon Hirzels Goethebibliothek an die Universitätsbibliothek zu Leipzig über. Nun sollte aber das Verzeichnis über 1877 hinaus fortgesetzt werden und alle Goethe-Publikationen bis zum Jahre 1883 umfassen; eine mühsame zeit- und namentlich auch reisegeldverschlingende Arbeit, deren Ergebnis sich anspruchslos auf wenigen Blättern zusammendrängte und nur von Fachleuten im engern Sinne nach Verdienst gewürdigt werden konnte.

Eine für weitere Kreise genießbare Schrift war dagegen Hirzels Zürcher-Neujahrsblatt von 1888 über Goethes Beziehungen zu Zürich***, eine auf der breiten Basis umsichtig gesammelten Materials gewonnene Darstellung von vollkommener Klarheit. Die Objektivität ist aufs peinlichste durchgeführt, so namentlich in der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Goethe und Lavater, wo Hirzels ausgesprochene Abneigung gegen Pfaffentum und Bekehrungseifer jeglicher Art sich in keiner Silbe verrät.

Inzwischen hatte ein freundliches Geschick ihm das Leben nicht bloß durch Beschäftigung, die nie ermattet, sondern auch durch neue Freundschaft und neue Liebe wieder teuer gemacht. Das bittere Wort, das einst seinem Unmut über gewisse Kollegen entfahren war: es gebe sehr wenige Menschen unter den Professoren, galt nicht für immer; er lernte wenigstens manche Ausnahmen kennen und durfte gelehrte Männer, wie Prof. Heinrich Morf, Prof. Hermann Hitzig, Dr. Georg Finsler zu seinen Freunden rechnen. Unter dem Vorsitz des Letztgenannten nahm er fleißig an den Sitzungen der Litterarischen Gesellschaft teil, die seinen Vorträgen, seinen Kritiken und nicht zum wenigsten seiner guten Laune viel zu verdanken hatte. Im Jahre 1886 war ihm auch das Glück beschieden, die verwaiste Stätte in seinem Heim wieder zu beleben, indem er sich mit Elisabeth Helene Focke aus Bremen vermählte. Er erlebte die Freude, diese zweite Ehe durch die Geburt eines Töchterchens gesegnet zu sehen, das ihm zum Sonnenstrahl seines trüben Lebensabends wurde.

Die letzte Arbeit, die er in leidlicher Gesundheit ausführen konnte, war sein Buch über Wieland und Martin und Regula Künzli, 1891 erschie-

* Aus den Jugendjahren Albrecht Hallers. Tagebücher seiner Reisen nach Deutschland, Holland und England. Sonntagsblatt des „Bund“ 1882.

** Sal. Hirzels Verzeichnis einer Goethe-Bibl., mit Nachträgen und Fortsetzung. herausgegeben von L. Hirzel, Leipzig (S. Hirzel) 1884.

*** Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich. Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich, auf das Jahr 1888. Zürich (Orell Füssli & Co). —

nen*. Die Vorarbeit war schon 1888 begonnen, oder noch früher, und durch eine Reise nach Rom, seine zweite Italienfahrt seit 1876, unterbrochen worden. Wie das Buch über Haller, so ging auch dieses Werk vielfach über den engern Sinn des Titels hinaus und bot eine Fülle neuen Materials und eine Reihe von Ausblicken in unerforschte Seitenthäler, die Hirzel selbst wohl noch abzusuchen hoffte, wie er denn z. B. eine Neuauflage der S. 73 ff. besprochenen Bodmer'schen Streitschrift „Edward Grandisons Geschichte in Görlitz“ (1755) plante. Allein es blieb bei der Ankündigung in Sauer's deutschen Litteraturdenkmälen. Hingegen folgte noch im gleichen Jahre der Neudruck jener „Geschichte der Gelehrtheit“**, die der junge Wieland im Jahre 1757 seinen Privatschülern in Zürich diktirte.

Die letzten gedruckten Arbeiten Hitzels, von denen ich bedaure, daß ich sie nicht vollzählig angeben kann, sind der Mehrzahl nach aus Vorträgen hervorgegangen, die Ludwig Hirzel in Bern oder andern Schweizerstädten vor einem gelehrten oder gemischten Publikum gehalten hat***. Die Namen Heinrich Zschokke und Joh. Georg Zimmermann scheinen die lange Reihe schweizerischer Autoren ergänzen zu sollen, deren Gedächtnis durch Hitzels gründliche und gerechte Darstellung nach Verdienst gefeiert worden ist: von Samuel Henzi bis Lavater, von Joh. Rud. Wyß bis Heinrich Leuthold.

Die letzten Lebensjahre Hitzels waren durch zunehmende Krankheit verbittert. Eine Arterienverkalkung, die starkes Asthma zur Folge hatte, war die Ursache eines schmerzhaften Siechtums. „Ich kann es jetzt begreifen“, schrieb er dem Freund, „wie einem das Leben zur Qual werden kann. Jahre lang dauernde, Tag und Nacht nicht ruhende Schmerzen, die sich bis zur Unerträglichkeit steigern, machen mürbe.“ Doch bot er seine ganze Widerstandskraft auf und setzte nach Abbruch seiner Kollegien unter Bezwingung der heftigsten Schmerzen seine amtlichen Geschäfte bis vierzehn Tage vor seinem Ende fort, Bis zuletzt war er fähig, die wenigen

* Wieland und Martin und Regula Künzli. Ungedruckte Briefe und wiederaufgefundene Aktenstücke. Leipzig (S. Hirzel) 1891.

** Geschichte der Gelehrtheit von C. M. Wieland seinen Schülern diktirt. Herausgegeben von L. Hirzel. Frauenfeld (J. Huber) 1891. — Im Jahre vorher veröffentlichte Hirzel noch: „Briefe des Herzogs Carl August an Karl Ferd. v. Sinner in Bern.“ Vierteljahrschr. f. Litteraturgeschichte Bd. III. Weimar 1890. Auch als Sonderabdruck vorhanden.

*** Ein schweizerischer Roman aus dem 17. Jahrhundert und sein Verfasser [Franz Rudolf Gasser aus Schwyz, Guardian des Kapuzinerklosters zu Näfels] im Sonntagsblatt des „Bund“ 1893. Auch separat gedruckt. — Heinrich Zschokke. In der „Schweizerischen Rundschau“ 1894. II. — Johann Georg Zimmermann. Im Sonntagsblatt des „Bund“ 1894. — Nach Amerika. Aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Im Sonntagsblatt des „Bund“ 1896. — Außerdem seien erwähnt: Archiv für Litteraturgesch. Bd. XI: Eine vergessene Schrift Chr. M. Wielands. — Vierteljahrschrift für Litteraturgesch. Bd. V., S. 614 ff: Goethiana aus Lavaters Briefsammlung. Ebendasselbst Bd. V: J. H. Waser. — Zeitschrift f. deutsches Altertum. Bd. XXXVIII (1894): Zwei Briefe von Uhlend. —



Lichtblicke, die das Leben ihm noch gönnte, dankbar zu genießen, nach jenem Schiller'schen Worte, dessen Wahrheit er dem Freunde pries:

Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Wer von der Todesgefahr, die über ihm schwebte, unterrichtet war, mußte bei jeder Begegnung über die ruhige Fassung und den fast heiteren Gleichmut staunen, mit dem der edle Mann sein Schicksal trug. Immer blieb er sich gleich in gewinnender Liebenswürdigkeit gegen alte Freunde und Schüler, und wenn man das Gespräch auf ihn selbst lenkte, so fand er einen von aller Bitterkeit freien Ton der Selbstironie, der der Bewunderung wert war.

Auch ihm stand das Bild des Todes nicht als Schrecknis vor der Seele. Von Jugend auf zu ruhigem Selbstvertrauen angeleitet, durch die großen Vorbilder unserer klassischen Dichter für die Idee reinen Menschentums begeistert, durch Wissenschaft und Lebenserfahrung zu einer unerschütterlichen historischen Weltbetrachtung herangewachsen, konnte er dem Tode ruhig ins Angesicht sehen. Kein philosophisches System, kein Dogma, weder des Glaubens noch des Unglaubens, trübte ihm den Begriff von dem, was in allem Wandel unwandelbar bleibt. Angesichts des Todes fühlte er sich eins mit den großen Weisen aller Zeiten, die sich genügen ließen, das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche fromm zu verehren.

Ludwig Hirzel starb am 1. Juni 1897.

Eines seiner letzten ernstesten Worte zu seinem Sohne lautete: Hier vergeht alles; einzig im Universum, bei Gott, dort sind wir wohl aufgehoben.

Bern.

Otto v. Greyerz.